

Tansania Reportage von Sarah Rosengarten

23. 07.11 – 20.08.11

Hinreise

Okay, also ich habe alles vergessen. Das merke ich in dem Moment, in dem ich am Flughafen zu den Anderen stoße. Es wird von LSF 30 und von Rey in der Tube gesprochen. Ich ahne, dass ich beim Vorbereitungsseminar in Gedanken eher bei unendlichen Landschaften und Elefanten war, als bei ernsthaften Vorbereitungen. Typisch. Ich versuche das locker zu überspielen und denke, vielleicht ist dieser ganze Kram ja auch völlig unnötig und der Rest der Gruppe ist im Gegensatz zu mir einfach nur seeehr vorsichtig, was sich natürlich als falsch herausstellt.

Wir fliegen mit „Ethiopian Airlines“ und machen, wie mir gerade erst zwei Tage vor Abflug aufgefallen ist, einen Zwischenstopp in Addis Abeba, um dann, nach ein paar Stunden, nach Uganda weiterzufliegen. Die Verwunderung ist groß, als das Erste, was wir in Äthiopien sehen, als wir aus den Flughafenfenstern gucken, dicke Regentropfen sind. Auf dem Miniferntseher in der Wartehalle wird von Amy Winehouse's Ableben berichtet und von einer mysteriösen Schneekatastrophe. Es wirkt surreal, aber kaum einer ist nach 7 Stunden Flug noch wach genug, um sich so richtig zu wundern.

Als wir ein paar Stunden und ein paar Matschmalzeiten später in Entebbe landen, steht da schon ein Bus für uns bereit und außerdem ist es warm und Jemand empfängt uns herzlich, obwohl sie uns noch nicht kennt. Dieser Jemand ist Gerri, eigentlich Geraldine. Sie hat eine warme Stimme und ein breites Lachen. Gerri ist sozusagen unsere afrikanische Betreuerin und sie ist perfekt für diesen Job, denn sie versteht Europäer und Tansanier gleichermaßen, und damit meine ich nicht unbedingt nur die Sprache. Zu diesem Zeitpunkt wissen wir das aber noch nicht so richtig, wir sind erstmal einfach froh, dass wir auf der Zielgeraden in Richtung Bukoba sind.

Im Bus sitze ich am Fenster, hinter mir sitzt Simon aus Mainz. Ich döse, sehe hinaus. Das Leben, das ich am Straßenrand beobachte sieht so gelassen, so zufrieden aus, es scheint mir nicht, als ob hier irgendwer „Entwicklungshilfe“ braucht, die kommen irgendwie ganz gut klar, denke ich. Ich komme mir vor wie eine Witzfigur, wie ich so aus sicherer Entfernung alles beobachte was sich



vor dem Fenster abspielt und fotografiere als gäbe es kein Morgen mehr. Überall sind Hinweise kapitalistischer Eingriffe zu sehen: Die Shell Tankstelle, das Coca Cola Plakat und die Pepsikästen gepaart mit Affenbrotbäumen, Bananenpflanzen und freilaufendem Vieh. Ich denke „Irgendwie ist das wie eine Doku auf

Arte“ und im gleichen Moment schäme ich mich sehr dafür. Hinter mir kommentiert Simon alles was er sieht, nur so bekomme ich mit, dass an der Straße eine Afrikanerin steht bekleidet mit einem Tuch, dass Khanga heißt wie ich später lernen werde und einem T-Shirt mit der Aufschrift „Ich bin gut im Bett“. Ich bin mir relativ sicher, dass sie nicht weiß, was das heißt.

Die Fenster sind offen und mit dem Fahrtwind weht der Geruch von geräuchertem Fleisch, Gewürzen und Kuhscheiße hinein. So viele alte Tankstellen, so viele schrottblaubige Motorräder, komischerweise auch so viele Schreiner die Doppelbetten verkaufen.

20 km vor der Grenze zu Tansania, wenn man den willkürlichen Kilometerangaben am Straßenrand Glauben schenken kann, wird es unter Marcos Füßen heiß. Marco aus Bayern sitzt genau über dem Motor, er merkt das nur lange nicht weil er seine dicken Wanderschuhe trägt.

Alle müssen den Bus verlassen. Während sich der Busfahrer aufopferungsvoll um den Motor kümmert, stehen wir am Straßenrand, zum ersten Mal nicht mehr in unserer distanzierten Beobachterposition. Motorräder und Fahrräder, die mindestens drei Personen transportieren, kommen vorbei. Manchmal werden sie langsamer und glotzen uns an.

Innerhalb der Workcampgruppe wird gefachsimpelt, wie man seinen Rucksack am Besten packt, um auch für eine spontane Übernachtung gewappnet zu sein. Langsam dämmert es. Irgendwer erwähnt Moskitos und plötzlich wird sich panisch mit dem Insektenspray „Nobite“ eingerieben und gesprüht. Dass ich diesen Begriff bald heimlich zum Unwort der Reise küren werde, weil

unermüdlich danach gefragt wird, kann ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht wissen.

Der Busfahrer verzweifelt am Motor und Gerri muss uns zwei Taxen bis zur Grenze organisieren. Dass die Grenze wahrscheinlich schon geschlossen ist, ist ein weiteres Problem. Ich lande in dem Taxi, in dem der Fahrer kein Englisch und von uns offensichtlich auch keiner Swahili spricht. Aus diesem Grund reagieren wir etwas hysterisch als der Fahrer hält um zu tanken. Er kann uns das ja nicht mitteilen. Die Gegend an der Grenze scheint uns sehr zwielichtig und gefährlich. Misstrauenserregend ist auch, dass der Taxifahrer schon wieder das Auto verlässt, ohne uns sein Vorhaben zu schildern, was er ja auch nicht kann. Wir stellen uns allerlei schlimme Dinge vor, die in dieser Situation passieren könnten.

Am Ende des Tages wird jedoch alles gut. Die Grenzbeamten werden erfolgreich bestochen sodass wir um diese Zeit noch die Grenze passieren dürfen (es ist ca. acht Uhr), wir bekommen problemlos unsere Visa und als wir in Bukoba ankommen, steht in der Küche des Kolpinghotels schon Abendessen für uns bereit. Das war also nur die Hinreise, wow.

Anfangszeit

Die ersten zwei Tage sind projektfrei, es gilt sich einzuleben und die Gegend und die Gastfamilie kennenzulernen. Unsere Unterkunft ist ein reizendes und für afrikanische Verhältnisse riesiges Haus etwas außerhalb der Stadt auf einem Berg, nicht weit entfernt vom Kolpinghotel. In diesem Haus und ein paar angrenzenden Bauten wohnen Mama Justin (die Mutter wird nach dem Erstgeborenen benannt) mit ihrer Tochter Doreen, mit Clavery und Jaquelyn, welches die Kinder von Mama Justins verstorbenen Schwester sind, mit der Köchin Flora und der Hausangestellten Gertruda und ihrer süßen zweijährigen Tochter. Es braucht eine Weile bis ich die genauen Familienbeziehungen innerhalb dieser Wohngemeinschaft verstehe, was noch dadurch erschwert wird, dass Geschwister und Mutter ein weitgreifender Begriff zu sein scheint.

Von Flora, der Köchin werden wir ununterbrochen bekocht. Wir essen dreimal pro Tag ein Festmahl, gespickt mit tansanischen Spezialitäten, die hauptsächlich aus Maismehl bestehen. Wie zum Beispiel Mandasi, welches



ungefüllte Teigtaschen sind oder Ugali, ein Maisteigbrei. Pilau eine andere Spezialität ist Reis, gewürzt mit dem in Afrika sehr beliebten Pilaumasala. Diese Begriffe werden nach einer Weile völlig alltäglich für uns, so fremd sie auch am Anfang geklungen haben mögen.

Am ersten projektfreien Tag werden die Notwendigkeiten, wie das Geldumtauschen und der Handykartenkauf eingeplant. Das sind die einzigen Pläne für diesen Tag und ich wundere mich was wir mit der restlichen Zeit des Tages anfangen sollen. Bald merke ich dass das ein typisch europäischer Denkfehler war, nämlich in dem Moment als wir geschlagene zwei Stunden vor dem Bankgebäude stehen und darauf warten, dass unsere Dollars zu tansanischen Schilling werden. Dabei haben wir die wirklich lange Schlange noch geschickt umgangen. In diesem Moment wird mir zum ersten Mal die tansanische Bedeutung des Wortes „kurz“ bewusst. Warten ist in Tansania einfach eine Beschäftigung, es macht die Leute nicht nervös und hibbelig, dafür müssen sie es einfach zu oft.



Am zweiten projektfreien Tag sehen wir eine Gruppe Massai, als wir durch die Straßen Bukobas laufen. Allen anderen ist klar, dass sie nicht mehr nomadisch auf dem Land leben und in der Stadt ihre Medizin verkaufen müssen, um Geld zu verdienen. Mir nicht, ich habe schließlich weder Reiseführer noch Reiseberichte gelesen und glotze die hochgewachsenen eleganten Männer verwundert an. Ich bin völlig fasziniert von den intensiven Farben ihrer Kleidung und der Weisheit, die sie auszustrahlen scheinen. Dieser Gedanke ist mir in dem Moment peinlich, in dem ich merke dass es

wahrscheinlich genau das ist, was Touristen denken sollen, damit die Massai ihr Geld verdienen. Sie tragen auf ihren Armen Male, die absolute Furchtlosigkeit bedeuten, welche damit bewiesen wurde, dass sie einen Löwen töteten.

An diesem zweiten Tag haben wir zum ersten Mal Kiswahili Unterricht bei Renatus. Es ist zu einer Tageszeit, in der wir träge und schlapp sind, dank dem reichen Mittagessen und dem stundenlangen Latschen in Bukoba. Renatus ist ein grandioser Lehrer mit einer sehr weichen Stimme, wie geschaffen für ein Hörbuch. Er ist streng mit uns und jeder Einzelne muss jedes Wort ohne Gnade einzeln wiederholen. Dieses Prozedere wiederholt sich die nächsten Wochen, nur dass die Sätze ansteigend komplizierter werden.

Auf kleinen Spaziergängen in der Nähe unseres Hauses probieren wir unsere Sprachkenntnisse dann aus. Zurück kommt meist eine Antwort unter hysterischem Kichern, die wir anfangs kaum verstehen. Die Reaktion ist eine Mischung aus Belustigung und Neugierde und irgendwie ist das ja auch berechtigt, denke ich.

Die Kinder sind um einiges aufgeschlossener, sobald sie uns sehen rufen sie Msungu, was „Weißer“ bedeutet, wollen uns antatschen und manchmal auch einfach mit uns spielen. Sie sind anders als die Kinder in der Stadt, die früh gelernt haben Touristen auf forschende Weise nach Geld zu anzubetteln.



Auf diesen Spaziergängen fange ich das erste Mal an, Pflanzen interessant zu finden. Die afrikanische Fauna ist unvergleichlich schön und ästhetisch und ich kann nicht anders als überall mit meiner Kamera herumzulaufen.

Unsere afrikanische Gastfamilie hat einen Nachtwächter, der Massai ist. Für diesen Job sind Massai besonders geeignet, da sie mit wenig Schlaf auskommen, sich leise und unauffällig verhalten können, ihr langes Messer meist dabei haben und wenn sie müssen, können sie sicher skrupellos sein. Schließlich töten sie Löwen. Mama Justins Familie nennt den Nachtwächter einfach Massai, seinen Namen kennen sie nicht, dafür ist die Stellung des Massai in der afrikanischen Gesellschaft zu tief. Dieser



Nachtwächter, der eigentlich Sakayo heißt, schafft es mir Medizin zu besorgen für kleine gesundheitliche Probleme, die ich für chronisch halte. Der heilsame Massaitee hat einen guten Ruf und ich lasse mich einfach mal drauf ein. Dass die

Kräuterpatsche extrem bitter sein würde, wird mir aber erst gesagt, nachdem ich Sakayo die Bezahlung in die Hand gedrückt habe. Mein neuer afrikanischer Homöopath verspricht mir eine Heilung auf ewig. Das wollen wir erstmal sehen...

Projekte und Ausflüge

Bald fängt die Arbeit in den Projekten an. Es gibt insgesamt vier davon: Kolpinghotel, Farm, Kolpingschule und Solarinstallation. Später kommt dann noch ein Waisenhaus dazu, welches aber nicht von Kolping unterstützt wird.

Meinen ersten Projekttag verbringe ich in einer Kolpingfamilie in einer ländlichen Gegend, wobei es eher ein Projektvormittag ist, denn zum Mittagessen und Swahili Unterricht müssen wir jeden Tag wieder zurück sein.

Wir sind in Kleingruppen unterwegs, ich mit Simon und Steffi. Von einem Kolpingfahrer werden wir in so was wie einem Kleinbus bis zur Organic Farm gebracht und später wieder abgeholt. Die Fahrt ist verdammt holprig und fühlt sich abenteuerlich an, besonders weil wir im Endspurt auf Pfaden unterwegs sind, die eigentlich gerade mal breit genug zum Gehen sind. Die Bananenstaudenblätter klatschen an die Scheiben, es fühlt sich klaustrophobisch an, fast wie in der Waschanlage.

Die meisten dieser Farmen sind kleine Lehmhaussiedlungen mit sehr vielen Bananenstauden ringsherum, ein paar Feldern, wo Wurzeln und Ananas

angebaut werden, viele frei umherlaufende Ziegen und Hühner und Kinder und manchmal auch noch so was wie eine Anlage um irgendeine Art von Alkohol selbst zu brauen.

Als wir ankommen, werden wir zuerst in die „Empfangslehmhütte“ gesetzt und stellen uns den Mitgliedern der Kolpingfamilie vor. Wir werden sehr herzlich empfangen und bekommen Kaffeebohnen zur Begrüßung. Jeder von uns erhält ungefähr eine Hand voll von den Dingen, die bitter und erdig schmecken. Zwangsweise muss ich die meisten davon in meiner Hosentasche verschwinden lassen.

Die Frauen sind wunderschön und farbenfroh gekleidet. Ich frage mich, wie sie es schaffen sauber zu bleiben bei der Arbeit auf der Farm, das wäre mir unmöglich, ich kann ja nicht mal essen ohne mich voll zu kleckern. Stolz zeigt uns die Kolpingfamilie ihre Felder. Wir setzen Pinienbabies, treten die Wasserpumpe und ich probiere den selbstgebrauten Cognac, trotz Simons Warnung, das Zeug würde mich erblinden lassen.

Die Aufgabe, bei der ich das erste Mal wirklich ein Gefühl für das Leben auf einer afrikanischen Farm bekomme, ist als die Kolpingfamilienmitglieder mit uns zur Wasserstelle gehen. Hier bekommt jeder von uns einen Kanister von mindestens 15 Litern Wasser auf dem Kopf platziert. Kunstvoll werden kleine nestähnliche Bananenblattgeflechte gebastelt, die wir (zum Glück) zwischen Schädeldecke und Kanister schieben. Ca. zwei Kilometer lang schleppen wir uns und unsere Last dann ächzend und stöhnend zurück zu den Farmhäusern. Ich habe das Gefühl, dass meine Nackenmuskeln völlig erstarren, dass ich vielleicht gelähmt bin, sobald ich den Kanister absetze oder dass ich zumindest feurige Kopfschmerzen bekomme. Solche Ängste sieht man uns wohl an, denn die Afrikaner bekommen sich kaum noch ein vor Lachen, schließlich machen sie das meist so nebenbei, während sie noch ihr Baby, ihre Ziege und eine Bananenstaude unter dem Arm tragen.

An jedem einzelnen Tag, den ich in einem Farmprojekt verbringe, bin ich abends völlig groggy, esse Berge von Pilau und will am liebsten stundenlang duschen, was meist nicht möglich ist. Die Dusche ist nämlich ziemlich oft nur kalt, das halt ich nicht lang aus. Außerdem besteht sie sozusagen aus einem Eimer und einer Schöpfkelle, der wohl existierende Duschkopf ist rein dekorativ an dieser Stelle. Die Wasservorräte, die die Familie aus einem

Regenwasserspeicher im Garten bezieht reichen dafür, dass man im Drei-Tages- Rhythmus duschen kann. Manchmal erweitern wir auf vier, weniger aus Rücksicht, als aus Kaltwasserscheue. Wenn wir abends zusammenkommen sind die Frischgeduschten sofort zu erriechen. Manchmal werde ich sogar neidisch auf diejenigen, die gerade sauber und frisch sind.

Das zweite Projekt, das ich besuche, ist die Kolpingschule. Es ist eine Privatschule mit Internat für die Kinder, die zu weit entfernt von der Schule wohnen, oder bei denen es sich die Eltern einfach leisten können. Vom Kindergarten bis zur sechsten Klasse sind alle auf dem großen Schulgelände untergebracht.

Trotz der Beschreibungen von Steffi und Alessandra, meinen zwei Zimmerbewohnerinnen, bin ich völlig unvorbereitet, als ich aus dem Bus steige und sofort dreißig kleine Paar Hände an meinem Körper spüre. Ungelogen habe ich mich noch nie so begehrt gefühlt. Es ist mir unmöglich die Kontrolle über meine Schritte zu behalten, mein kleiner Fanclub lenkt mich, wohin er möchte. Die Kinder sehen sich verdammt ähnlich, Jungs wie Mädchen haben stoppelkurze Haare, tragen blau-gelbe Schuluniformen und sprechen Englisch, etwas anderes ist auf dem Schulgelände gar nicht erlaubt.



Als erstes wird sich zu einem militärartigen Appell getroffen. Die Kinder singen Lieder, begrüßen ihre Lehrer und marschieren dann in Richtung Klassenraum, während sie singen „We are marching like soldiers...“. Ich finde das etwas seltsam, aber

gleichzeitig auch netter, als nur morgenmuffelig in den Klassenraum zu watscheln.

Anfangs sehen wir den Lehrern nur dabei zu wie sie ihren Unterricht führen und das läuft ein bisschen anders als in Deutschland. Da die Klassen meiner Meinung nach völlig überfüllt und unkoordinierbar sind, ist es schwer sich durchzusetzen. Ich kann verstehen, dass es da zur Lehrmethode gehört den Schülern ab und zu einen Klaps mitzugeben oder sie in die Backe zu zwicken. Als ich später dann alleine unterrichten darf, verstehe ich es umso besser.



Es gibt einige sehr junge Assistenzlehrer, einen halte ich für einen Schüler, so jugendlich wirkt er. Die meisten von denen verdienen sich etwas Geld nach ihrem Schulabschluss, um dann auf die Universität zu gehen und irgendetwas Wirtschaftliches zu studieren. „Accountant“ scheint

zum Beispiel ein beliebter Berufswunsch, wenn man die Assistenzlehrer fragt. Einer von ihnen heißt Dennis, von den Kindern wird er Teacher Dennis genannt. Er geht sehr warmherzig mit ihnen um, fördert ihre Kreativität, ihre Talente. Ich finde er macht seinen Job sehr gut und sollte einfach Lehrer bleiben, aber das Gehalt gefällt ihm nicht.

In der Pause werden wir wieder angegrabscht und von Kindermassen übers Schulgelände gezerrt. Jedes einzelne Kind hätte gerne die komplette Aufmerksamkeit, also schreien sie alle „Teacher, teacher, look at me“, „take my Hand, Teacher“ oder auch „Teacher I love you“.

Nach der Pause übernehme ich T. Dennis` Klasse und versuche Ihnen etwas deutsch beizubringen und mit ihnen zu malen. Anfangs scheint es ein reiner Kampf um die schönsten Farbstifte zu sein, aber als ich dann alle Bilder zusammen an eine Wand gehängt habe, bin ich begeistert vom Ergebnis. Natürlich will jetzt auch jedes Kind von mir hören, dass es am schönsten gemalt hat. Ich lobe sie diplomatischerweise alle.

Am Wochenende kaufen wir Tücher, wie ich mittlerweile weiß, heißen sie Khangas und sind wirklich das allerliebste Kleidungsstück der tansanischen

Frauen. Man sieht das Funkeln in den Augen der dicken Ladenbesitzerin, als wir im Rudel den Laden betreten. Sie erinnert mich ein bisschen an Queen Latifah wenn ich ehrlich bin. Sie grinst, lässt uns hysterisch in den Stapeln wühlen und kassiert am Ende das Geschäft des Monats. Obwohl ich mir eigentlich vorgenommen hatte zu sparen, kann ich nicht anders, als mir zwei wunderschöne Khangas zu kaufen. Sie kosten umgerechnet drei Euro und sind das farbenfroheste, was von nun an in meinem Schrank hängen wird.

Abends ist ein Besuch in „Lina’s Nightclub“ eingeplant. Ich muss jedes Mal schmunzeln wenn ich den Namen höre. Begleitet werden wir von T. Dennis und seinem Bruder Dixon und ein paar anderen jüngsten Bekanntschaften. Im Eingangsbereich des Clubs hängt ein Riesenbild von 50 Cent, die 5 ist abgekratzt, also nur noch „0 Cent“. Alles ist mit Neonlicht angestrahlt und die Wände sind schwarz. „50 Cent“ leuchtet richtig gehend. Die Musikauswahl beschränkt sich auf ruhigen R’n’B, der DJ ist in Schmusestimmung, vielleicht ist es aber auch sein gewöhnliches Programm immer Rihanna und Maria Carey zu spielen. Die Männer im Klub sind lange nicht so aufdringlich, wie uns beschrieben wurden. Eigentlich sind sie mehr auf Tanzbattles untereinander konzentriert. Die aufdringlichen im Raum sind die tansanischen Frauen, die tight und spärlich bekleidet mit ihren Hintern wackeln.

Selbst in dieser Nacht muss ich, zu Hause angekommen noch meinen bitteren Massaitee trinken und verfluche diese selbstauferlegte Qual.

In die Kirche gehen wir am nächsten Morgen, sehr passend. So haben die Tansanier wahrscheinlich kein schlechtes Gewissen, wenn sie die ganze Nacht in Lina’s Nightclub ihren Hintern geschwungen haben. Die Kirche ist mehr eine Halle und das Dach besteht aus Wellblech. Die richtige Kirche ist schon seit 16 Jahren im Umbau, es scheint aber nicht so richtig weiterzugehen. Die Stimmung in der Kirche ist trotzdem toll, der Gesang und die Ansprachen wirken um einiges peppiger als in Deutschland, dafür ist die Messe auch um einiges länger als in Deutschland.

In der nächsten Woche bin ich im Solarprojekt, was einer Zeitverschwendung gleicht. Wir fahren und verfahren uns stundenlang um dann dabei zuzusehen, wie ein Elektriker Glühbirnen inspiziert, sie an und aus knipst und uns halbherzig ein paar Zusammenhänge erklärt. Wir sind ganz schön gelangweilt und können das Mittagessen kaum erwarten.



Beim Arbeiten im Hotel gibt es wenigstens nicht so eine lange Anfahrt. Da aber die Mitarbeiter selbst kaum etwas zu tun haben ist unsere Hauptbeschäftigung Unterhaltung. Wir plappern also unsere Swahili Sprachkenntnisse herunter und albern ein bisschen herum. Dabei lernen wir Mandasi zu frittieren und Teigtaschen zu basteln und Servietten richtig zu falten. Aber man merkt dass uns nicht so richtig viel zugetraut wird, schließlich sind wir weiß.

Am besten gefallen mir die Frauen in der Küche des Kolpinghotels. Ich fühle mich wie in einer Küchen-Sitcom oder sowas. Die ganze Zeit wird gesungen und Sprüche geklopft und auch mal die Weißen ausgelacht. Zwischendurch kommen auch die Jungs aus der Wäscherei vorbei und geben noch ihren Senf dazu. Die „Arbeit“ im Hotel gefällt mir.



Sammy, unsere Gruppenleiterin hat zusammen mit den Projektpartnern ein paar echt wunderbare Programmpunkte entwickelt. Zum Beispiel fahren wir auf eine Bananenfarm, irgendwo in der Pampa. Die Farm, wo sie Bananen und Hibiskuswein selbst brauen wird von Kolping gesponsert und läuft wohl ganz gut. Bananenwein, ist wie alles mit Bananen ein sehr beliebtes Getränk in Tansania. Ich muss aber auch zugeben, dass er außergewöhnlich gut schmeckt.

Auf der Farm wird uns der ganze Prozess von der Staude bis zum Suff erklärt und wir dürfen mithelfen die Bananen zu pulen und sie zu zermanschen. Wir sind glücklich wie die Kinder auf dem Spielplatz. Am Ende bekommen wir noch ein reiches Mittagessen und kaufen ein paar Flaschen, nur um die Hälfte der Bestände ein paar Tage später schon wieder zu trinken.

Ein weiterer Leckerbissen, der für uns organisiert wurde, ist, dass wir mit Kakao, einer in Afrika sehr berühmten Tanzgruppe trainieren dürfen. Das heißt erstmal sehen wir zu und staunen und grinsen nervös, weil wir wissen, dass wir uns gleich sehr blamieren werden, wenn wir versuchen das nachzuahmen.



Irgendwann sind wir aber an der Reihe und bekommen Baströckchen umgebunden und sollen mit dem Hintern wackeln, während wir unsere Arme und Beine bewegen. Jedes Mal wenn ich das Gefühl habe es sähe jetzt ganz gut aus, werde ich verbessert von den strengen

Meistern. Die Soloeinlage zu der Jeder gezwungen wird, bereitet einigen Schweißausbrüche, mir machen sie heimlich Spaß, weil ich dann endlich so tanzen kann wie es mir gefällt. Besonders aber die Tänzer von Kakao erfreuen sich an unserem Solohoppse. Auch Gerri lacht ununterbrochen. Sie ist bei fast allem dabei, kennt fast Jeden und strahlt immer, trotz zeitweiliger Fußverletzung. Als wir bei ihr zum Abendessen eingeladen sind, merken wir noch dazu, dass sie eine grandiose Köchin und Gastgeberin ist.

An meinem Geburtstag in Afrika regnet es. Es regnet so, dass der Boden sich in Matsche verwandelt und ich mich fragen muss womit ich das verdient habe. Trotzdem wird es irgendwie ein schöner Tag. Wir fahren auf einen Bauernmarkt, oder Agrikulturfestival, oder was auch immer, shoppen Souvenirs, probieren Kaffee und streicheln Ziegen. Trotz Wetter, ist es sehr belebt und wir verlieren uns gegenseitig am laufenden Band. Irgendwann trinken wir unseren ersten Bananenwein an einer kleinen Bar, unser Basislager sozusagen. Steffi und ich verlassen die Bar um zwischendurch mal eine Toilette zu finden, was hier immer relativ schwierig ist. Wir stoßen auf einen Bretterschlag voller Matsch, sieht nach „Afrika-Toilette“ aus denken wir uns. Das Match rutschig ist, haben wir unterschätzt. Steffi macht eine unglückliche Bewegung und liegt plötzlich mit beiden Armen in der Scheiße. Sie schreit und

lacht gleichzeitig, kann sich nicht ganz entscheiden. Ich schon. Ich küre dieses Ereignis zu meinem persönlichen Geburtstagshighlight.

Reiseweche

Die letzte Woche ist unsere „freie Woche“, reserviert für Safari und Städtebesuche. Das aufregendste von allem ist die nächtliche Fährfahrt über den Viktoriasee. Offiziell eine Passagierfähre, sieht mir das doch eher wie ein Bananenfrachter aus. Hunderte von Stauden stapeln sich auf jedem freien Zentimeter. Ich kann mir zwar nicht vorstellen, dass dieses Gewicht für eine Passagierfähre legal ist, aber irgendwie ist die Bananenmasse ästhetisch und die Kameras laufen heiß.



Die Zweite-Klasse-Kabine ist so klein, dass wir stehend kaum alle hineinpassen. Es gibt Dreierhochbetten übereinander und ein Waschbecken und nachts ganz seltsame Geräusche, aber es ist abenteuerlich, etwas für das wir uns alle bewusst entschieden haben mit dieser Reise. Gleichzeitig mit dem Sonnenaufgang laufen wir in den Hafen von Mwanza ein.

Unser erster Stopp auf der Reise ist die Serengeti. Wir haben zwei Tage gebucht, inklusive Übernachtung, Verpflegung und Safariguide. In so einem Safari jeep brettern wir dann durch die Steppe. Wir sehen schon allein in den ersten zwei Stunden einen Haufen Flusspferde, ein paar Krokodile, Antilopen, Gnus, Zebras und Hyänen.

Wir lehnen uns aus dem offenen Dach und zum ersten Mal entkleiden wir uns bis zum Trägertop, nach tansanischen Maßstäben sind wir halbnackt. So spärlich bedeckt, Sonnenbrillen und wehenden Haaren fühle ich mich wie eine der Terroristinnen im Film „Baader Meinhoff- Komplex“ da gibt es eine Szene

im Terroristencamp, die genauso aussieht wie wir in diesem Moment, nur dass da irgendwie noch Waffen dabei sind.



Der Safaricampingplatz fühlt sich an wie eine Festivalgelände, es wird darüber geredet wer welche Tiere schon gesichtet hat, daran kann man wohl die Coolness messen und es gibt alle möglichen Formen und Farben an Zelten und Ausstattungen. Unsere

Safariguides bekochen uns gekonnt und bauen ebenso gekonnt unsere riesigen Militärzelte auf. Alles was wir tun müssen, ist uns hineinzulegen und zu schlafen.

Das nächste Reiseziel ist Arusha, eine der größten afrikanischen Städte. Es gefällt mir nicht besonders. Touristisch, voll und anstrengend. Von Händlern wird man regeleht bedrängt und verfolgt und man wird nur übers Ohr gehauen. Wir bleiben zwei Tage, besuchen auch Moshi, wo man angeblich den Kilimanjaro bestaunen kann, nur ist es an diesem Tag neblig. Abends gehen ein paar von uns auf das Dach des Hostels und wir freuen uns am afrikanischen Himmel und den Dächern von Arusha.



Auf dem Rückweg halten wir für eine Nacht in Singida und nehmen dann wieder die Fähre, die diesmal mit groben Holzsärgen beladen ist. Mich wundert gar nichts mehr.

In Bukoba verabschieden wir uns von unseren afrikanischen Freunden, was natürlich irgendwie dramatisch ist. Den

meisten von uns ist klar, dass wir sie so bald nicht wiedersehen werden. Wir versuchen nicht allzu große Versprechungen zu machen, packen unsere sieben Sachen und machen uns auf den Weg zum Flughafen in Entebbe/Kampala.

Wieder gibt es einen Zwischenstopp in Addis Abeba. In der Wartehalle ist es klar spürbar, dass wir auf einen Flug in Richtung Deutschland warten: Krebsrote Sonnenbrandgesichter, Trekkingsandalen, Funktionshosen von Jack Wolfskin und Gespräche über sanitäre Anlagen.

Über die Flughafenfenster fließen Sturzbäche, wie auf der Hinreise auch. Ich habe das Gefühl, es hat einfach einen Monat lang durchgeregnet in Äthiopien. In diesem Moment wird mir bewusst, wie froh ich eigentlich bin, dass meine Wahl auf Tansania gefallen ist.